

Carlos Franz: „Das verschwundene Meer“

Labyrinth und Abgründe

Von Marko Martin

Deutschlandfunk Kultur, Lesart, 11.09.2023

Mörderisches Chile 1973: Eine Richterin auf verlorener Mission in einer abgelegenen Wüstenstadt und die Frage nach der Fragilität des Guten. Carlos Franz' Roman „Das verschwundene Meer“ ist Thriller und Parabel zugleich.

„Wir sind aber nicht die Kinder unserer Wahrheiten, sondern unserer Widersprüche“, sagte Laura und hielt erschrocken inne.“ Denn auch ein Bekenntnis zum Widersprüchlichen, das weiß die Protagonistin von Carlos Franz' Roman „Das verschwundene Meer“, kann wohlfeil klingen – gerade wenn es gegenüber der eigenen Tochter ausgesprochen wird und auf deren allzu simples „Die Wahrheit ist immer einfach“ reagiert.

Der Roman, in Chile bereits 2005 mit seinerzeit immensem Erfolg erschienen und nun in der geradezu preiswürdig nuancierten Übersetzung von Lutz Kliche auch endlich dem deutschsprachigen Lesepublikum zugänglich, erinnert eindringlich an die Verbrechensgeschichte des faschistischen Militärputsches vom 11. September 1973. Laura war damals eine junge Richterin in einer kleinen Oasenstadt in der Atacama-Wüste, in welcher in Folge des Staatsstreichs unzählige politische Gegner „verschwanden“, das heißt heimlich umgebracht wurden. Noch aber ist es nicht so weit, noch scheint die Judikative zu funktionieren. Darum bitten die Notablen der Stadt Laura, kraft ihres Amtes den mit seinen Leuten an der Peripherie stationierten Major Cáceres zu überzeugen, mit den standrechtlichen Erschießungen aufzuhören und eine beschlagnahmte Heiligenfigur zurückzugeben.

Carlos Franz

Das verschwundene Meer

Aus dem Spanischen von Lutz Kliche

Mitteldeutscher Verlag, Halle 2023

487 Seiten

30 Euro

Ein diabolischer „Pakt“

Danach aber wurde Laura von Cáceres vergewaltigt und in einen perversen „Pakt“ gezwungen: Für jede Nacht, in der sie sich ihm auslieferte, solle ein Gefangener freigelassen und von einem Padre zur nahegelegenen bolivianischen Grenze gebracht werden. Dort wartete allerdings bereits der kollaborierende Geheimdienst des Nachbarlandes, der die vermeintlich Geretteten wieder zurück nach Chile deportierte.

Carlos Franz, Jahrgang 1959 und einer der renommiertesten Gegenwartsautoren seines Landes, belässt es jedoch nicht allein bei dieser zutiefst verstörenden Gewalt- und

Verratsgeschichte. Ist Cáceres als depravierter Militär-Sprössling eine Art bössartige Version von Joseph Roths Helden-Enkel Trotta aus dem „Radetzkmarsch“, so muss sich Laura in den kommenden Jahren und Jahrzehnten mit einer Frage herumschlagen, die keineswegs rein akademisch ist: Was nämlich, wenn das Dionysische der ungehemmten Triebe und damit auch der Lust an Gewalt und Tod dem apollinischen Ideal der Reflexion und Abwägung nahezu immer überlegen ist?

Entfremdung zwischen Mutter und Tochter

In ihrem Exil-Ort an der Freien Universität in Berlin wird Laura dies dennoch theoretisch zu beantworten suchen – und dies zum Missfallen ihrer heranwachsenden Tochter Claudia, die von ihrer Mutter mehr erwartet als postmoderne Publikationen zu einem antiken und Nietzsche-Thema. Und so reist die in Berlin geborene Claudia ein paar Jahre nach Mauerfall schließlich ins nunmehr wieder demokratisch gewordene Chile, um dort zu studieren und nach ihren familiären Wurzeln zu suchen.

Der Roman alterniert hier plausibel zwischen Lauras Briefpassagen, die für die Tochter bestimmt sind und an die traumatische Zeit nach dem September '73 erinnern, und den Erfahrungen von Mutter und Tochter im Jahr 1993, als sie sich in der Oasenstadt wiedersehen – und zwar ausgerechnet in der Woche eines lärmenden katholischen Pilgerfestes, bei dem auch die ethisch hoch ambivalenten Götter und Geister jener einheimischen Ethnie wiederaufleben, die in den Jahrhunderten zuvor von Inkas und Spaniern zwangskolonisiert worden war.

Mut zu philosophischer Reflexion

Der intensive, mit knapp fünfhundert Seiten durchaus voluminöse Roman trägt mitunter etwas schwer an dieser Hinzuziehung des Mythischen und Mystischen. Der peruanische Literaturnobelpreisträger Mario Vargas Llosa, zweifellos ein Vorbild für Carlos Franz, hatte dies in seinem vor dreißig Jahren erschienenen Roman „Tod in den Anden“ noch ungleich eleganter gelöst – sein jüngerer chilenischer Schriftstellerkollege aber bohrt womöglich sogar etwas tiefer. Und so werden auch wir Lesenden schließlich wie in einen Malstrom in jene sakralen wie auch profanen (und nicht zu vergessen: konkrete Verantwortlichkeiten kollektiv verdrängenden) Festivitäten hineingezogen, in der ehemalige Täter, Opfer und alerte Mitläufer wieder aufeinandertreffen und für einige Zeit sogar Mutter und Tochter einander zu verlieren scheinen. Der eminent politische Roman als ausgefeilter Psycho-Thriller und philosophische Parabel zugleich: Kein bloßes Kunststück, sondern ein veritables Meisterwerk.